

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 50

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

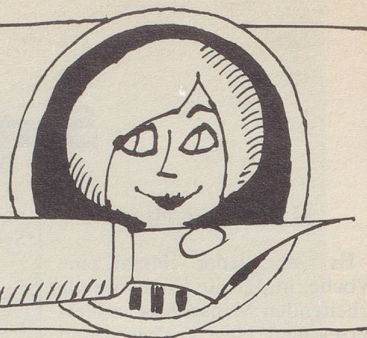
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Zurück zur Tortur

Alle Jahre wieder kommt der Weihnachtsmann. Bei uns ist's der Samiklaus, der jedes Jahr im Block Einzug hält, von Bimmel-tönen begleitet Stock um Stock emporsteigt, die Familie mit den drei Buben heimsucht.

Ich hörte ihn nahen. Heuer: wie immer. Locker lehnte ich in meinem Sessel und pries die Zeit, die mich, stetig arbeitend, von den Schrecknissen der Kindheit befreit hatte.

Das waren noch Dezember-abende, als ich, ein kleines Mäd-chen, am Treppenhaufenster stand, in die schwarze Nacht starrte, im Laternenschein die Bewegung der Kläuse zu erken-nen trachtete und mich bang

fragte, ob einer von ihnen zu mir unterwegs sei. Ich fürchtete mich sehr vor den dunklen Männern, leierte flüsternd mein Sünden-register herunter und rätselte, warum Vater, vor dem ich sonst keine Angst zu haben brauchte, mich in der Ungewissheit liess. Sie empfand ich als harte Strafe für unerwünschte Taten.

1980 lehnte ich also locker im Sessel und freute mich ob der Gewissheit: Du bist zu alt! Kein Klaus fordert Rechenschaft von dir. Keiner mit Bart, Kapuzen-mantel und Rute. Die Glocke läutet nie mehr für dich. Die Stunde der Wahrheit schlägt an-deren.

So redete ich – da gellte die Klingel. Ich sprang einen Meter hoch in die Luft, landete mit heilen Füßen auf dem Boden der Realität, beschritt ihn bis über die Schwelle des Wohnungseingangs und prallte auf einen dunklen Mann mit Bart, Kapuzenmantel und Rute. Mein Gehirn formte

die Worte: «Es darf doch nicht wahr...», aber über meine Lip-pen drang kein Laut.

Ich nickte schwach, was der Klaus mit Gruss, mit Dank regi-strierte und offensichtlich als Aufforderung zum Eintritt inter-pretierte. – Wie er sich irrte!

Ich stellte mich in den Tür-rahmen, und dort blieb ich, ange-wurzelt, mein Reich verteidigend; wer konnte erraten, was der Ein-dringling von mir wollte: Geld oder Leben – oder beides, gar-niert mit Streicheleinheiten?

Meine Zähne klapperten leise, als der Vermummte begann, Pri-vatestes aus meinem privaten Be-reich zu rekapitulieren, als der Richter Verfehlungen nannte, Untugenden summierte, als der Mahner zur Um- und Einkehr riet. Ich hörte und sah, sah und hörte doch nicht, staunte bloss, woher der Fremde seine Kennt-nis nahm, die ihn als Vertrauten auswies, ohne dass ich ihn hätte identifizieren können. Nach schät-

zungsweise zehn Minuten war der Spuk vorüber.

Der Klaus griff in die Falten seiner Pelerine, schwang einen verlockend prallen Jutesack ans Flurlicht, überreichte ihn mir bei-nahe knicksend, lächelte milde – und verschwand.

Sekunden später hatte ich mich in der Wohnung eingeschlossen, Minuten später klebte ich am Rand meines eigentlich beque-men Sessels, Stunden später knackte ich die erste kläuische Erdnuss. Sie kam mir spanisch vor.

Erst heute, da ich mich wieder vollkommen sicher in schweize-rischen Erwachsenenkreisen ge-borgen fühle, stellen sich franke Gedanken ein: Schade, dass ich Ende Jahr kein Qualifikations-gespräch führen muss, eines, wie sie meine Freundin gänsehautnah zu schildern versteht. Mein Klaus-Pas de deux wäre der seelische Probelauf gewesen. Zur Einstim-mung, sozuklagen. *Ilse*

Bedürfnisse

Wie jedes Jahr kamen sie auch heuer haufenweise ins Haus ge-flogen – die farbigen Winter-mode-Kataloge. Ich hatte mich beinahe zum Kauf eines aparten, chichen, sportlichen usw. Mantels durchgerungen, als mich das Ge-

sprach mit einer Bekannten ge-wahr werden liess, dass es unzählige Frauen mit weit grösseren und wichtigeren Sorgen gibt, als es moderegere Hüllen und an-dere Aeusserlichkeiten sind.

«Meine Freundin Tina folgte vor mehr als zehn Jahren ihrem Mann, einem Salvadoremo, den sie in der Schweiz kennengelernt

hatte, nach San Salvador. Auf ihre Einladung lebten wir als frisch verheiratetes Paar einige Monate in diesem mittelamerika-nischen Staat. Nur zu gut wussten wir, dass dort nicht alles zum besten steht und dass das Leben der Leute, die nicht zu den 14 das Land besitzenden Familien gehören, alles andere als rosig aussieht. Unterdessen war Tinas Familie auf sechs Personen an-gewachsen. Wir pflegten weiter-hin Kontakte und unterstützten, soweit möglich, moralisch und materiell. Vor ungefähr einem Jahr hat bekanntlich das Militär die Macht in San Salvador über-nommen – seither war der Kon-takt zu Tina unterbrochen. Ich erschrak wahrhaftig, als kürzlich mitten in der Nacht das Telefon klingelte und meine Freundin Tina aufgeregt und ohne Um-schweife berichtete, sie wisse nicht, wo ihr Mann sei – sie werde demnächst ausgewiesen, ohne Kinder – falls sie sich wei-gere, abzureisen, werde man nicht zögern, sie zu erschiessen. Schon wurde die Verbindung unterbrochen, und eine barsche Männerstimme war auf spanisch zu vernehmen.»

Uns geht es ja so gut – und

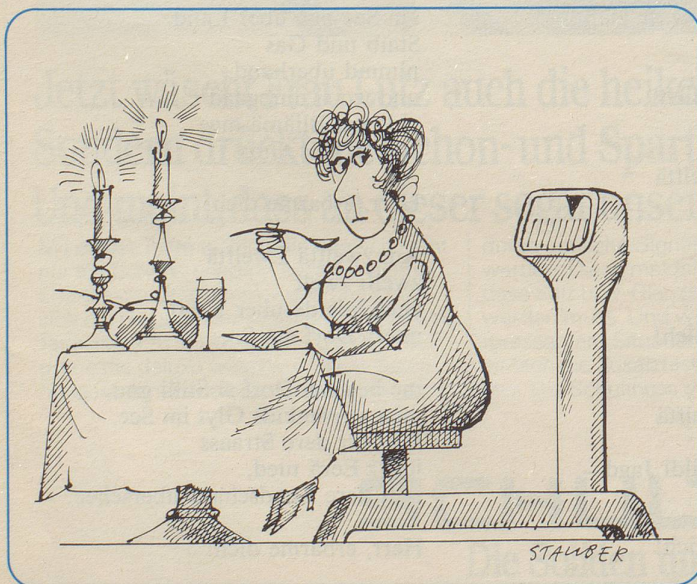
viele sind versucht, zu denken, San Salvador – was kümmert mich dieses unbekannte Land, so weit weg! Mir wird mein alter Tweed-Mantel auch in diesem Winter noch warm geben, und ich kann den gesparten Betrag für dringlichere Bedürfnisse an-derer verwenden.

Hanna Würgler

Aufklärung, bitte!

Wintereinbruch bedeutet für den Schrebergärtner praktisch das Ende der Selbstversorgung, wenigstens was den frischen Salat betrifft. Man kauft ihn also wie-der im Laden. Dabei staunt man, wie leblos er ist. Frisch ist er schon, was fehlt, sind die Schne-ken, die Würmer, die Spinnen. Und so sauber ist er, wo bleiben da die Erdsuren? Der Salat hat etwas Unheimliches an sich, wächst er denn überhaupt noch in der Erde? Oder ist er ein Pro-dukt der Chemie?

Eine Konsumentin bringt ep-pört einen Blumenkohl in den Laden zurück, weil sie eine Raupe entdeckt hat. Sie kommt sich wohl sehr mutig vor. Am



Ende hält sie ihren Mut gar für Zivilcourage! Nur wer je selbst Blumenkohl gezogen hat, kann ahnen, wieviel Gift gespritzt werden muss, um die Raupen ganz fernzuhalten. Sollte jene Konsumentin nicht eher froh sein, überhaupt ein lebendes Tier im Gemüse gefunden zu haben? – Als Fanal für gesunde Qualität!

Doch es gibt auch das andere Extrem. Fünf Harasse Äpfel waren unverkäuflich, klein, gefleckt, unscheinbar. Der gewiegte Händler kaufte sie dem Bauern ab. Er bot sie auf dem Markt feil, zu Fr. 2.50 das Kilogramm. Sie gingen weg wie frische Weggli. Weshalb wohl? Er hatte ein Plakat hingestellt: «Wenig gespritzt!»

Konsumenten sind eigenartig. Einerseits verlangen sie Gemüse ohne lebendes Getier, weisses Kalbfleisch und lagerfähige Apfelsorten, andererseits wollen sie, geängstigt durch die Hiobsbotschaften von giftigen Rückständen, ungespritztes Gemüse und gesundes Fleisch.

Konsumentenorganisationen sind wichtig, nicht nur, um Forderungen zu stellen, sondern auch, um aufklärend zu wirken *Dina*

Zürich und seine Polizisten

Ich kann nicht anders, ich muss der Zürcher Polizei ein spätes Kränzchen winden: Es geschah im vorigen Winter, als es in Zürich noch friedlich war. Ich war im Opernhaus gewesen, das Auto hatte ich auf dem Parkplatz direkt davor plaziert. Damit ich nicht lange an der Garderobe anstehen musste, hatte ich Pelzmantel und Pelzhut im Auto gelassen. Beim Einsteigen passierte es: Ich zog den Mantel an, dabei fiel mir der Hut aus dem Auto. Ich fuhr nach Hause, 33 km weit. Da bemerkte ich erst den Verlust. Was tun? Ich hängte mich kurz nach Mitternacht ans Telefon und läutete der Zürcher Polizei an. Ich solle am nächsten Tag aufs Fundbüro gehen, sagte man mir. Ob es nicht möglich wäre, eventuell einen Patrouillenwagen, der vielleicht gerade in der Nähe wäre, dorthin zu schicken, damit man den Hut, von dem ich genau wusste, wo er lag, vor dem Regen und eventuellen Findern retten könne? Ja, er werde sehen, antwortete der Polizist, ob er mir noch nachts, spät nachts, anrufen dürfe. Um 2 Uhr nachts läutete das Telefon: mein Hut sei auf der Hauptwache, ich könne ihn morgen abholen.

Ich ging am nächsten Tag und holte ihn ab. Nicht einmal einen Finderlohn hatte ich zu bezahlen. Motto: Die Polizei, dein Freund und Helfer! *Hege*

Nachtwache

Es war eine klare, lauwarmer Nacht. Ich lag seit Stunden regungslos im Bett und bemühte mich vergebens, einzuschlafen. Tausende von Schafen waren schon vor meinen Augen vorbeigesprungen, ohne den ersehnten Erfolg. Im Zimmer versammelt, wartete nun die riesige Herde auf ihren Hirten, der wiederum auf sich warten liess. Alle Versuche, mich vom sorglosen Schlaf überkommen zu lassen, waren gescheitert, und so sehnte ich mich im stillen nach dem Sandmännchen – das mich ebenfalls im Stich liess. Ich lag da und wartete. Durch das offene Fenster drang der silberne Mondschein, und ich blickte verträumt auf den Sternenhimmel: eine liebliche, romantische Nacht. Der Gedanke an Dichtungen und Lieder, in denen ähnliche Stimmungen beschrieben sind, ging mir durch den Kopf. Ich fragte mich, ob ich vielleicht berufen war, meine Gefühle in Reimen auszudrücken, zweifelte aber daran und beschloss, mich meiner Lektüre zu widmen. Leider hatte ich nur einen Kriminalroman zur Hand, den ich nach kurzer Zeit auf die Seite legte, beunruhigt durch die verzwickte Geschichte. Allmählich fühlte ich mich unbehaglich und wartete mit offenen Augen auf den kommenden Morgen.

Die Glocke einer nahen Turmuhr schlug zwölfmal: Mitternacht – die Stunde der Geister und der Verliebten. Da ich mich vor den dunklen Gestalten der Nacht nicht fürchtete, hoffte ich, wenn auch nicht ganz überzeugt, auf einen schönen Zigeuner, der mir ein Ständchen singen würde. Doch welcher junge Mann wagt es, der Geliebten Liebeslieder unter dem Fenster vorzutragen, wenn auf der Strasse eine blaue Tafel mit einem «H» für «Spital» steht? Enttäuscht legte ich mich hin und schaute

mich um. Ich befand mich in einem kleinen Zimmer eines ausländischen Krankenhauses. «Blinddarmentzündung» hatte ein freundlicher Arzt diagnostiziert. Ausgerechnet während der Ferien musste dieser kleine Störenfried anfangen zu «wirken», nachdem er mich jahrelang nicht mehr belästigt hatte, dachte ich an jenem Abend. Ausgerechnet im fremden Land! In der Heimat hätte ich mich wahrscheinlich vor der Operation nicht derart gefürchtet, aber unter den frischen Leintüchern des fremden Bettes, umgeben von weissen Wänden, fing ich an zu zittern.

Die Morgendämmerung schien nicht gewillt zu sein, mich von der wachsenden Panik zu erlösen: sie nahm sich Zeit. Die Glocke schlug zwei, drei, vier Uhr. Immer unruhiger, bereute ich allmählich meinen Entschluss, die Schlaftablette nicht einzunehmen. Die kleine Plasticdose mit dem Inhalt stand noch unberührt auf dem Nachttisch. Den Geräuschen nach zu schliessen, die mit der Zeit hörbar wurden, würde man mich wohl sehr bald holen. Als eine Krankenschwester irgendwann am Morgen erschien, traf sie eine müde und erschöpfte Patientin, die sich unerwartet friedlich in ihr Schicksal ergab ...

Der Eingriff verlief für die Beteiligte, wider Erwarten, sehr gut, so dass sie nach einer Woche wieder entlassen wurde.

Anita Mathis-Fry

Schweizer!

Klassentreffen sind immer informativ. Am informativsten sind diejenigen einer Töcherschule. Denn in jeder Klasse gibt es jeweils ein «Mädchen», das weit mehr weiss als alle andern.

Zuerst reden die Anwesenden über sich, dann über die Abwesenden, später über die ehemaligen Lehrer. Zuletzt kommen



Etwas ganz Besonderes für Ihren Hals

Hilft bei rauhem und belegtem Hals, bei Heiserkeit und Halsweh. Macht die Kehle schmiegsam und die Stimme rein.



In Apotheken und Drogerien.

Neu Redcurrant Pastilles

mit dem herrlichen Aroma der roten Johannisbeere und der Passionsfrucht

auch weiter Entfernte ins Gespräch. Ich habe den Faden längst verloren und weiss nicht mehr, über wen nun gesprochen wird. Meine beiden Tischnachbarninnen scheinen sich in Eifer zu reden. Bereits sind sie bei der Scheidung der mir Unbekannten und deren Rückkehr in die Schweiz angelangt. Im Tone höchster Entrüstung wird weiter erzählt: «Und weisst du, was ihr dann noch passierte? – Sie musste das Kind in eine ganz gewöhnliche Kinderkrippe geben, zu Italienern, Türken, Griechen und Jugoslawen!» Mir schlägt es die Sprache, doch ich höre weiter. «Aber nun konnte sie ein Bauernhaus kaufen – mitsamt der Bauersfrau, die hütet jetzt das Kind.»

Damit scheint die schweizerische Welt wieder in Ordnung zu sein. Das Thema ist abgeschlossen. Mehr lässt sich anscheinend nicht sagen.

Betroffen, aber zu feige, den Frieden zu stören, schweige ich. Nachher schäme ich mich. Doppelt schäme ich mich, denn die beiden Frauen sind Lehrerinnen und begegnen sicher täglich den verachteten Italienern, Türken, Griechen und Jugoslawen.

Sind wir Schweizer wirklich so eingebildet? *Lydia*

